

Bertie Marshall

Berlin Bromley

Aus dem Englischen von Conny Lösch



© des englischen Originals Bertie Marshall, 2006
Erschienen bei SAF Publishing, London

© der Übersetzung Ventil Verlag KG, Mainz, April 2008

Abdruck, auch in Auszügen, nur mit ausdrücklicher
Erlaubnis des Verlages. Alle Rechte vorbehalten.

1. Auflage 2008
ISBN 978-3-931555-70-2

Lektorat: Martin Büsser
Layout/Satz: Oliver Schmitt
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt

Ventil Verlag
Augustinerstraße 18, 55116 Mainz
www.ventil-verlag.de

Für
Siouxsie,
Liza,
Yoko,
Andy

und
Lynda A.,
Jordan,
Dame Vivienne Westwood,
Domini Mauconduit

Mit Dank an
Michael Bracewell und Murray Chalmers,
Dave Hallbery und Mick Fish,
Boy George, Steve Severin und Six

»Man ist sich selbst gegenüber immer
im Rückstand.«

Susan Sontag

»Je mehr du dich verweigerst, je mehr du
dagegen bist, desto mehr bist du am Leben.«

Marquerite Duras

»Es gibt keinen Weg außer den nach drinnen.«

Philip Larkin

Vorwort

von Boy George

Als ich Bertie Marshall 1976 zum ersten Mal begegnete, hätte ich ihn mir nie mit normalem Namen in einem normalen Leben vorstellen können. Nach der Lektüre dieses Buchs scheint es, als hätten wir beide ein ziemlich gewöhnliches Leben geführt, bevor wir uns selbst entdeckten und uns damit abfinden, niemals mehr in die normale Welt hineinzupassen.

Als er mir zum ersten Mal auf der Tanzfläche bei Louise's auffiel – einem zwielichtigen Nachtclub, der von vielen Londoner Freaks und Punkrock-Stars der ersten Stunde besucht wurde – war Bertie, oder Berlin, wie er genannt wurde, für mich bereits eine echte Legende, denn ich hatte ihn neben Leuten wie Siouxsie Sioux in Zeitschriften abgebildet gesehen. Abgesehen davon, dass Berlin um einiges freakiger und cooler war als ich, hatten wir aber auch vieles gemeinsam.

Wir waren beide Bowie-Freaks, und wer von uns hätte sich nach dem Film *Cabaret* mit seiner unverhohlenen, aber doch irgendwie sachlichen Bisexualität nicht gefragt, wie das Leben in Deutschland vor dem Krieg (in Berlin, um genau zu sein) ausgesehen hatte? Für jeden jungen Weltraumreisenden war das eine Zeit voller Hoffnungen und Entdeckungen. David Bowie mochte Ziggy Stardust ad acta gelegt haben, doch er flirtete nach wie vor mit Camp-Konzepten und trug, um es mit Quentin Crisp zu sagen, »die Sorte Make-up, die einen Anfänger das Leben gekostet hätte«. Zu sehen, wie John Hurt in *The Naked Civil Servant* Quentin Crisp darstellte, fügte dem Handbuch »Wie wird man zum Außenseiter?« ein weiteres Kapitel hinzu. Damals war Philip Sallon mein neuer Freund

und ich erinnere mich, dass er mir Vorhaltungen machte, wenn ich mit dem Finger zeigte und ausrief: »Ach du lieber Gott, das ist Berlin.«

»Du solltest Leute nicht danach beurteilen, was sie anhaben«, zischte er. Rückblickend betrachtet sollte das wahrscheinlich heißen: »Was fällt dir ein, jemandem außer mir Beachtung zu schenken?« Er war fest davon überzeugt, dass Leute wie Berlin einfach nur zum aufgedonnerten Gesindel gehörten und, schlimmer noch, entsetzlich selbstgefällig waren. Sollte er Recht gehabt haben, so befanden wir uns in guter Gesellschaft. Philips größtes Verbrechen war, dass er sich weigerte, cool zu sein, oder cool auf die Art, wie es Freaks wie Berlin oder Siouxsie waren.

Diese allerersten Punks konnten teilweise genau so aufgeblasen wirken wie die Supergroups und Popstars von damals, die sie angeblich verabscheuten. Ich war völlig vernarrt in Siouxsie Sioux und traute mich einmal, sie auf der Damentoilette von Louise's anzusprechen, als sie mit kaum etwas anderem als ihrer Hakenkreuzarmbinde bekleidet vor dem Spiegel stand und sich herausputzte. Sie funkelte mich voller Verachtung an und hätte mich fast über den Haufen gerannt, als sie mit der würdevollen Aura einer zerzausten Bette Davis hinausstolzte. Ich war tief beeindruckt, denn ich wollte, dass meine Idole unnahbar blieben. Und mir wurde klar, dass ich an meiner eigenen Ausstrahlung und Überheblichkeit arbeiten musste.

Es dauerte Jahre bis ich Berlin als Bertie kennenlernte und feststellte, dass er charmant, geistreich und cool war – allerdings nicht auf die Art, wie ich mir das vorgestellt hatte. Tatsächlich kam er mir wie jemand vor, mit dem ich hätte befreundet sein können, und ich freue mich, sagen zu dürfen, dass wir jetzt Handynummern getauscht haben.

Dieses Buch wurde mit wohl überlegtem Sarkasmus und Witz geschrieben und sollte von jedem aufstrebenden Modestudenten, Möchtegern-Außenseiter und jeder besorgten Mutter gelesen werden. Man kann es schlecht weglegen. Na ja, ich hätte es fast in den Kamin geworfen, als ich merkte, dass ich darin nicht ein einziges Mal Erwähnung finde.

Gott sei Dank stelle ich mich heute nicht mehr so an wie früher! Vor allem aber danke ich Gott dafür, dass ich mich noch einmal in die alte Punk-Magie hineinversetzen durfte, die das komplette Reality-TV noch überflüssiger erscheinen lässt, als es sowieso schon ist!

Die Legenden leben mitten unter uns!

Boy George xx

P.S.: Jetzt komme ich doch in dem Buch vor!

1

Ende 1975 war ich fünfzehn Jahre alt. Ich wohnte mit meiner Mutter und meinem Stiefvater in einem viktorianischen Reihenhaus – drei Zimmer unten und drei Zimmer oben – in Plaistow Grove, Sundridge Park, Bromley, Kent.

Hinter der Spitzengardine lauerte Nippes aus Messing, Türklopfer und Hufeisen, und auf dem Kaminsims standen Porzellan-Glöckchen – Erinnerungsstücke an Urlaube in englischen Küstenorten.

Die dreiteilige braune Sitzgarnitur belagerte drückend wie eine schwarze Wolke den Raum. Dort lag ich und beobachtete meinen schwarzen Kater Dudie, wie er auf der Rückenlehne schlief. Sein Astralkörper stieg über ihm auf, wie ein Negativ, schwebte durch die nach Blumen duftende Luft und senkte sich wieder herab. Es war außerdem der Raum, in dem mein vom Krebs zerfressener Stiefvater vor dem Sofa gekniet hatte, als säße er Buddha gegenüber. Den kahlen Kopf nach vorn auf ein Kissen gelegt, war er dank eines Zäpfchens in Morphiumträume versunken.

1976 gab ich mir den Namen Berlin. Berlin aus Bromley. Eine beige-braune Gittertapete von Habitat zierte mein Zimmer. Ich hatte sie 1974 ausgesucht. Eine andere Wand war Marineblau gestrichen, und überall darüber verteilt hingen große goldene Klebesterne, die ich bei Biba geklaut hatte, einem Laden auf der Kensington High Street.

Ein kleines hölzernes Bücherregal und ein Bentwood-Stuhl (so einer wie der von Liza Minnelli in *Cabaret*), eine schreckliche, weiß gestrichene Holzkommode, auf der meine schrottige Hifi-Anlage stand.

Meine Platten – eine bunte Mischung aus dem Soundtrack zu *Cabaret*, den *Greatest Hits* von Marilyn Monroe, *Desertshore* von Nico und *Horses* von Patti Smith. Außerdem *Approximately Infinite Universe* von Yoko Ono.

Fan von Yoko wurde ich um 1970, als John Lennon die Single »Cold Turkey« veröffentlichte, mit der er seinen Heroinentzug verarbeitete. Auf der B-Seite befand sich Yokos »Don't Worry«, ein phantastisches, überschwängliches Klage lied. Ich hatte fast die ganzen zehn Schilling Taschengeld für die Single ausgegeben und spielte sie wieder und wieder, schaute zu, wie sich der halbe Apfel auf dem Plattenteller drehte, sehr zum Entsetzen meiner Eltern, die von unten hochbrüllten, ich solle das ausmachen.

Ich empfand Yokos *cri de l'ame* als wunderbar tröstlich. Ich hatte das Gefühl, sie würde mir persönlich sagen: Alles wird gut, mach dir keine Sorgen!

An den Wänden hing, ausgerissen aus einem Bibliotheksband, ein Porträtfoto von Judy Garland aus den späten Sechzigerjahren, eine Nahaufnahme, auf der sie aussah, als wäre sie tausend Jahre alt. Glitzer hing ihr wie Schuppen im Haar. Und Brett Smiley, der hübsche blonde Mädchenjunge, eine Entdeckung von Andrew Loog Oldham, mit seiner Single »Va Va Va Voom« von 1974, die restlos unterging. Nur der Text traf den Nagel auf den Kopf:

»Hey du, mit den zerzausten Haaren, va va va voom.«

Das der Single beiliegende Poster zeigte Brett mit langem blonden Pagenkopf, wie er in einer schwarzen Weste, Strumpfhosen und großen schwarzen Plateautiefeln auf einem schwarzen Bentwood-Stuhl saß, weiße Baumwollhandschuhe an den Händen und eine Zigarette zwischen den schmollenden roten Lippen – ein Verweis auf Marianne Faithfull, eine frühere Entdeckung Oldhams, die zu diesem Zeit-

punkt wahrscheinlich irgendwo in Soho an einer Mauer lehnte und sich einen Schuss setzte. Daneben andere blonde, amerikanische Jungs, maskuline Tunten mit zotteligem Haar und unbehaarter Haut, wie Grillhühner.

Außerdem Jean Cocteau, der seine Opiumpfeife raucht. Ich liebte seine Hände, vertrocknete Linien rankten sich darüber, und die Art, wie er seine Jacke trug ... die Manschettenknöpfe geöffnet. Und Little Nell aus der *Rocky Horror Picture Show* in einem Torerojäckchen aus Taft und Hosen von Miss Mouse.

Ich erinnere mich, Little Nell im Bangs, dem Nachtclub der Siebzigerjahre gegenüber vom Centre Point in London, gesehen zu haben. Sie stakste mit einer Gruppe Schwuchteln über eine erhöhte Tanzfläche, die wie ein Boxring aussah. Die Tucken alle mit blankem Oberkörper. Auch sie zog ihr Oberteil aus und wackelte mit den Händen auf den Hüften los. Einer der Sicherheitstypen wies sie an, ihr Oberteil wieder anzuziehen. Was sie tat. Er ging weg. Sie zog es wieder aus.

Drei Jahre zuvor war ich von einer reinen Jungsschule abgegangen – Quermore, auch als Queermore bekannt. Wegen meiner Androgynität war ich dort jeden Tag gehänselt worden ... man stelle sich vor, wie ich mit Keilabsätzen aus Kork über den Schulhof schlenderte, ach was, schwebte, dazu meine grauschwarze Schuluniform trug, die Hose auf Halbmast, einen mottenzerfressenen Pullover und die Schulkrawatte mit einem riesigen Henkersknoten um den Hals gebunden. In den Haaren hatte ich wie David Bowie grellrote Strähnchen, mit Lebensmittelfarbe gefärbt, und von den Fingerspitzen lief mir giftig grüner Nagellack, als wäre es eine fürchterliche Krankheit.

Eine Horde wilder Schuljungs rief mir hinterher: »Marshall ist 'ne Frau!« Ich bekam einen Tennisball aufs Auge und

mir wurden die Arme verrenkt – die Jungs drückten mich auf eine Bank und verdrehten mir die Arme so weit wie möglich nach hinten. Waren das pubertäre SM-Spielchen?

Natürlich zahlte ich es ihnen auf meine Weise heim. Einer der Jungen war polnischer Abstammung, ein fieses kleines Arschloch, das mir Kaugummi in die Haare schmierte und mich mit in Spucke getränkten Papierkügelchen aus einem Blasrohr beschoss ... von meiner Mutter hatte ich das Gerücht aufgeschnappt, seine Mutter habe eine Affäre mit dem Nachbarn, und das erzählte ich ihm und seinen Kumpels. Anstatt verprügelt zu werden, sah ich, wie er ganz klein wurde – wie eine Schnecke, auf die man Salz streut.

Wer mit dreizehn Jahren von der Schule abging, musste eine Reihe von Ärzten und Psychiatern aufsuchen. Achtzehn Monate lang ging ich alle vierzehn Tage zu einem Seelenklemptner namens Dr. Rodriguez: ein großer, einschüchternder Mann mit schütterem Haar und Nadelstreifenanzug, der mir allerhand Fragen stellte und mich ununterbrochen anstarrte. Wenn ich ihn allerdings ansah, sah er weg. Ich musste zu den Sitzungen gehen, oder man hätte mich ins Internat geschickt. Ich erinnere mich, wie er mich fragte: »Willst du aufs Internat geschickt werden?« Worauf ich antwortete: »Nein, und wenn Sie's versuchen, bringe ich mich um.«

Schließlich wurde ich behördlich gezwungen, an einem Kurs teilzunehmen, der viermal wöchentlich in einem Flachbau stattfand, wo eine Lehrkraft Grundlagen in Englisch, Mathematik und zwei anderen Fächern meiner Wahl vermittelte.

Ich entschied mich für englische Literatur und Kunst.

Meine Lehrerin war Mrs. Daly, eine alte Schachtel mit Vierzigerjahre-Frisur, die aussah wie ein Wal mit Sommersprossen. Im Zweiten Weltkrieg war sie als Konzertpianistin von Petula Clark aufgetreten.

Mrs. Daly war sehr exzentrisch, sie verschwand hin und wieder in ihrem Büro und telefonierte, sprach mit schriller Stimme und gluckste.

Ich hatte keine Ahnung, weshalb. Vielleicht spielte sie ein Spiel, um herauszufinden, ob einer von uns an der Tür lauschte, aber man konnte sie sowieso vom Klassenzimmer aus hören – eine alte Dame, die wie ein Kleinkind sprach.

Die Klasse war sehr klein, bestand aus fünf oder sechs weiteren Außenseitern, Kindern, die Nervenzusammenbrüche gehabt hatten oder in der Schule gehänselt worden waren. Ungefähr ein Jahr lang besuchte ich den Unterricht. Nach einem kurzen Zwischenspiel am Orpington College, wo ich durch alle Prüfungen rasselte, führte ich bei deren Theaterstücken Regie. Ich muss ein toller Dramaturg gewesen sein! Machte kaum den Mund auf. Schließlich brach ich auch dort ab, als ich neue Freunde und die Sex Pistols kennenlernte.

2

In meinem Zimmer hatte ich eine kleine Players-Zigarettendose. Darin bewahrte ich meine Drogenvorräte auf. Ein Tütchen Amphetaminsulfat (ich gab sechs von den neun Pfund Arbeitslosengeld, die ich bekam, für Speed aus), ein paar Blues, fette Diätpillen und verschiedene Schlaftabletten, die ich meiner Mutter aus dem Nachttisch geklaut hatte. Das Zimmer stank nach abgestandenem Make-up, nach Drogen und Zigarettenqualm.

Wir waren 1969 aus Catford hergezogen. Gleich am ersten Tag hatte es an der Tür geklingelt, eine Dame mittleren Alters stand da mit einer Flasche Milch in der einen und einer Single

in der anderen Hand – es war üblich, neuen Nachbarn bei ihrem Einzug etwas zu schenken. Die Frau stellte sich als Mrs. Jones vor und hieß uns in der Straße willkommen. Blitzschnell drückte sie uns die Platte in die Hände und sagte, die sei von ihrem Sohn, der in einer Band spiele und recht erfolgreich sei.

Meine Mutter bedankte sich und versprach, ihr die Platte so bald wie möglich zurückzugeben.

Wir besaßen einen kleinen tragbaren Mono-Plattenspieler und legten die Platte auf.

»Ground control to Major Tom«, klagte eine Stimme, die Musik klang abgefahren und schwindelerregend. Meine Mutter und ich sahen einander an. »Seltsam!« sagte sie.

Mein kleines Zimmer befand sich nach hinten raus mit Blick über den fleckigen Rasen des Gartens, einen absterbenden viktorianischen Pflaumenbaum und einen Fischteich aus Plastik, in dem ich einen Aal hielt, den ich für fünfunddreißig Pence in einem Supermarkt namens Caterers gekauft hatte, wo es eine Theke mit Lebendfischen gab. Der Fischverkäufer bot mir an, ihn zu töten und in Gelee einzulegen. Ich stand da mit meinem roten Plastikeimer und den fünfunddreißig Pence. Das Tier im Eimer nach Plaistow Grove zu schleppen, erforderte Geschicklichkeit und Mut, denn der Aal versuchte, beweglich wie Spaghetti, herauszuspringen. Als ich mit meinem Eimer voller Lebendaal die Straße entlanglief, kam mir eine Vision entgegen.

Zwei Leute, ein alt wirkender Mann im Nadelstreifenanzug und ein junges, strahlendes Ding in einem hellblau und rosafarbenen Overall und roten Glitzerstiefeln.

Es sprach mich an, aber ich sah ihm nicht ins Gesicht, sondern verging fast vor Schüchternheit. Ganz anders als der Aal, der versuchte herauszuspringen, um sich den beiden vorzustellen.

»Was hast du denn da?«, fragte mich das dünne, funkelnde Ding.

»Ähm ... einen Aal!«, sagte ich und wurde so rot wie mein Plastikeimer.

»Womit willst du den denn füttern?«, fragte es.

Ich zuckte mit den Schultern.

»Na, dann such besser mal ein paar Schnecken und Würmer, so was in der Art«, sagte es.

Dann sagte der Mann im Anzug: »Komm schon David, wir müssen gehen!«

»Tschüs!«, sagte es.

Sie gingen weiter die Straße entlang, und ich trat in Hundescheiße.

Davids Nachname war »Bowie«. Er wohnte noch zu Hause bei seiner Mutter.

Zu den wenigen Dingen, die man im sterbenslangweiligen Bromley machen konnte, gehörte der Besuch von Flohmärkten oder Wohltätigkeitsläden auf der High Street – dort gab es wahre Schätze an Plunder, die ich anziehen konnte ...

Ich kaufte ein paar kniehohe schwarze Schnürstiefel aus Kunstleder, schwarze Sechzigerjahre-Steghosen, ein weißes Baumwollhemd, eine schwarze Krawatte und einen schwarzen Pullover mit V-Ausschnitt. Das war mein Look, ich war eine Art theatralischer Faschist.

Bei Schuhen hatte ich immer das größte Glück: Mein ganzer Stolz war ein Paar spitze Stiefeletten in Schlangenlederoptik – ursprünglich waren sie braun, doch ich färbte sie wie meine Haare blauschwarz.

Neben Klamotten und Drogen waren Bücher meine Leidenschaft. Oft kam ich mit mehreren aus der öffentlichen Bücherei von Bromley geklauten Schmökern nach Hause. Eines meiner damaligen Lieblingsbücher war *Wild Boys* von William

Burroughs, das ich mehrmals las, aber eigentlich nicht richtig verstand. Außerdem mochte ich *Tagebuch eines Diebes* von Jean Genet und *Goodbye to Berlin* von Christopher Isherwood. *A to B and Back Again* von Andy Warhol war meine Bibel.

Diese vier Bücher und die darin enthaltenen Ideen prägten die Persönlichkeit von »Berlin«. Mit fünfzehn Jahren war ich wie ein Schwamm, der alles in sich aufzog, sich von allem beeinflussen ließ. Es gab keine Grenzen, meine Phantasie geriet außer Rand und Band. Ich verschwand buchstäblich in den Seiten dieser Bücher und lebte meine eigene Fassung der Geschichten.

Aus Bromley wurde das Berlin der Dreißigerjahre. Ich wollte einen Matrosen anbeten und lieben, was ich schließlich auch tat. Ich war bereits ein Langfinger und Drogen waren ein Spielplatz, ein Urlaub im Kopf von den Schrecken des Daseins, als Einzelkind in der lähmenden Isolation der Vorstädte.

Bromley High Street war Ende der Siebzigerjahre ein Überbleibsel aus den Fünfzigern und Sechzigern, ein expandierendes Dorf mit einer zweispurigen Hauptstraße. Dort gab es The Little Theatre, ein Fachwerkgebäude, das zwischen Boots, der Drogerie, und Dolcis, einem billigen Schuhladen, klemmte. Marianne Faithfull hatte dort einst in *The Three Sisters* gespielt. Und an Weihnachten spielte Cliff Richard Buttons, Lulu Prince Charming und Clodah Rogers die Fairy Queen in der Cinderella-Pantomime.

Ich liebte es, an Tagen, an denen ich voller Selbstvertrauen war und mich wie ein Star fühlte, die High Street entlangzugehen. Ich schlenderte über den schmalen Bürgersteig und alle drehten sich um und starrten mich an. Meine Ausstrahlung signalisierte: »Seht mich an!« Wenn ich genau das dachte, dann taten es die meisten Leute auch. Wenn ich aber die Straße entlangschlurfte, mein Gesicht hinter Haarsträhnen

und meinem Halstuch versteckte und auf den Boden starrte, beachtete mich niemand.

Es gab einen Teesalon, den ich sehr mochte. Er befand sich in einem Laden, in dem importierter Kaffee verkauft wurde. Dort saß man zwischen alten Damen mit blaustichig getöntem Haar. Einige taten, als gäbe es mich nicht; andere, bildete ich mir ein, waren alte Schauspielerinnen, die dem geschminkten Jungen zulächelten. Welch anmaßende Kultiviertheit, mit fünfzehn in einem vornehmen Teesalon zu sitzen und Earl Grey zu trinken – aber vielleicht hatte ich das in den Genen.

Mein Großvater war in den Zwanzigerjahren in Indien bei der Armee gewesen: Er hatte als gewöhnlicher Soldat angefangen, hatte in weniger als sieben Jahren die verschiedenen Dienstgrade durchlaufen und war zum Hauptmann aufgestiegen.

Meine Oma arbeitete als Dienstmädchen bei einer Lady, heiratete anschließend meinen Großvater und wurde Lebedame. Meine Mutter wurde in Bangalore geboren. Sie ließen »Chai Wallers« – Teekellner – für sich arbeiten. Ich war also einerseits der Enkel eines vornehmen Kolonialherren und andererseits Abschaum aus dem Londoner Süden.

3

Im obersten Stockwerk des Army-and-Navy-Kaufhauses befand sich das Skyline Restaurant mit einer Terrasse, von der aus man einen Ausblick auf die angrenzenden Vororte wie Beckenham und Shortlands hatte. Ich stellte mir vor, ich sei mit Liza Minnelli oder Jackie Curtis zum Mittagessen verabredet.